



Lebenserinnerungen

Waldeyer-Hartz, Wilhelm von

Bonn, 1922

2. Greifswald. Abenteuer auf der Fahrt dorthin. - Greifswalder Studentenleben. - Beschäftigung mit Normaler und Pathologischer Anatomie. - Entschluß zum Verfolg einer akademischen Lehrtätigkeit. - ...

[urn:nbn:de:hbz:466:1-61989](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-61989)

2. Greifswald.

Abenteuer auf der Fahrt dorthin. — Greifswalder Studentenleben. — Beschäftigung mit Normaler und Pathologischer Anatomie. — Entschluß zum Verfolg einer akademischen Lehrtätigkeit. — Meine Lehrer: Budge, Sommer, Niemeyer, v. Bardeleben, Pernice. — Mißgeschicke beim geburtshilflichen Unterricht.

Im Oktober 1858 begab ich mich zur alten pommerschen Universität am Ryck, wo ich mit meinem Freunde Albert Kayser zusammentreffen wollte. Auf dem Wege dahin erlebte ich ein Reiseabenteuer, welches leicht sehr unangenehme Folgen für mich hätte haben können, jedoch noch glücklich ablief.

Meine beiden Brüder, die Landwirte werden wollten, hatten in Mecklenburg auf einem schönen Gute bei Schwerin, Gustävel, Stellung gefunden und ich wünschte meine Reise so einzurichten, daß ich sie auf dem Wege besuchen konnte. Das Gut gehörte einem Herrn v. Arnswaldt, der mit der Familie v. Haxthausen verschwägert war. Ich reiste daher über Hannover, wo die Freifrau v. Arnswaldt, Mutter des Gutsbesitzers, wohnte, um etwaige Nachrichten für ihren Sohn mitzunehmen. Ich wurde in Hannover sehr gastfreundlich aufgenommen; als ich mich am anderen Morgen zur Weiterreise anschickte, fragte mich Frau v. Arnswaldt, ob ich nicht für ihren Sohn etwas bares Geld mitnehmen wollte? Auf meine bereitwillige Zustimmung ließ sie mir in meine Reisetasche 1000 Silbertaler packen, wodurch die Tasche ein ansehnliches Gewicht bekam. Ich behielt die Tasche während der Bahnfahrt, die bis Boitzenburg reichte, natürlich bei mir. In Boitzenburg ging's über die Elbe und dann eine gewisse Strecke weiter in einem sogenannten Omnibus, bis man wieder zur Bahn kam. Ich stieg in den Omnibus, der stark besetzt war, ein und wollte die Tasche mit in den Wagen nehmen. Das verweigerte der Führer mit der Begründung, daß die Tasche zu groß sei, sie müsse auf dem Verdeck des Wagens befördert werden. Meine Beteuerungen, ich müsse die Tasche bei mir behalten, sie könne während der Fahrt vom Wagen fallen, halfen nichts; ich konnte auch die 1000 Taler nicht herausnehmen und in meinen Taschen unterbringen, durfte auch, um nicht auffällig zu werden, nicht zu sehr drängen, kurz, ich mußte nachgeben. Eine Leiter wurde an den Wagen gesetzt und meine Tasche nebst einigen anderen größeren

Gepäckstücken hinaufgeschafft. Zwei Bedienstete der Omnibuslinie vollzogen das. Ich stand etwas von ferne, um genau zu beobachten, wohin die Tasche kam und wie sie da befestigt wurde. Zu meinem nicht geringen Schrecken sagte einer der Leute, der meine Tasche genommen hatte, zu dem Anderen: „Dunnerkiel! Jss dei schwar, da iss gewisse Geld inne“¹. Ich durfte mir nichts merken lassen, überzeugte mich, daß die Tasche gut befestigt wurde, blieb so lange außer dem Wagen, wie es möglich war, um zu sehen, ob nicht Jemand sich auf das Wagendach begäbe und dort während der Fahrt bliebe. Als die Leiter weggenommen wurde und der Kutscher sich zur Abfahrt auf den Bock schwang, stieg ich dann auch ein. Ich wurde aber die Sorge nicht los, daß doch bei einem der Halteplätze Jemand auf den Wagen steigen und das Geld aus der Tasche nehmen möchte. Das wäre auch sehr leicht gewesen; er brauchte nur mit einem Taschenmesser einen Schlitz in die Tasche zu schneiden, da hätte er bequem alle harten Taler herausholen können. Doch ging alles gut. Wie froh war ich, als ich auf der Bahnstation die Tasche unversehrt und ebenso schwer, wie vordem wieder in meine Hände bekam! Ich lieferte das Geld in Gustävel richtig ab, verlebte dort mit meinen Brüdern einige angenehme Tage und fuhr über Rostock und Stralsund nach Greifswald. Von Rostock ab mußte ich Post benutzen und hatte bis Greifswald eine 18stündige Postfahrt hauptsächlich in der Nacht durchzumachen. Das dürfte heute in Deutschland auch nicht mehr vorkommen.

In Greifswald verbrachte ich fünf angenehme Semester, die mir besonders dadurch zugute kamen, daß ich die Stelle eines Famulus oder Amanuensis, wie es auch heißt, am Anatomischen Institute bekam und Wohnung in diesem Institute selbst erhielt, wodurch ich so recht in das anatomische Studium einrückte. Ich habe dort den größten Teil meiner medizinischen Studien erledigt.

Das studentische Leben in Greifswald war ähnlich dem in Göttingen, nur hatte es einen schlichteren Anstrich, wozu wohl der Umstand beitrug, daß viele unbemittelte junge Leute dort studierten. Es gab zwei Korps, die Preußen und Pommern, und eine Burschenschaft, die Rugia. Aus denselben Gründen wie in Göttingen trat ich keiner

¹ „Donnerkeil!“ (ein in Norddeutschland sehr übliches Wort zum Ausdruck von Verwunderung) „ist die schwer, da ist gewiß Geld darin.“

Verbindung bei, fand aber bald Ersatz in einem studentischen Gesangsverein, der Greifswalder Studenten-Liedertafel, die Freunde von mir gründeten und die sich bald als ein durchaus geachteter Verein hervorhob. Wir kamen jede Woche einmal in einer Gastwirtschaft zusammen. Nach zweistündigen Gesangsübungen begann die Fidelitas, wobei ein Fäßchen Bier geleert und eine Bierzeitung verlesen wurde. Unser Dirigent war der Stud. theol. Bernhard Rothenberg, der im Jahre 1917, hochbetagt, als Pfarrer in Treptow a. d. T. verstorben ist. Von Freunden waren darin Albert Kayser, dessen ich schon erwähnte, Gustav Schwarze, den als Arzt im Kriegsjahre 1866 in Gitschin die Cholera hinwegraffte, Leonhard Landois, der 1902 als Professor ordinarius der Physiologie in Greifswald verstarb, und Richard Hermes, der einer meiner besten Freunde wurde, Alter Herr der Bremenser in Göttingen, den ich später als Kommilitonen in Berlin abermals traf. Er ist vor drei Jahren als sehr angesehener Arzt in Erxleben bei Magdeburg gestorben. Ich bin mit ihm und seiner Familie in steter Verbindung geblieben.

An unser Zusammenleben in dieser Liedertafel knüpfen sich einige meiner angenehmsten Erinnerungen. So wurden wir einmal in ein benachbartes Dorf geladen, um durch unseren Gesang die Einweihung einer neuerbauten Kirche festlicher gestalten zu helfen. Nach Beendigung der kirchlichen Feier lud uns der Kirchenpatron, ein Gutsbesitzer, zu einem Festmahle ein, dem am Abend ein Tänzchen folgte. Unsere größte und zugleich verwegenste Leistung waren aber zwei Konzerte mit nachfolgendem Ball, die wir in Wolgast zwei Jahre hintereinander gaben. Einer von uns hatte Bekannte in Wolgast; er wurde ausgesandt, um zu hören, ob wir wohl auf Besuch rechnen könnten, wenn wir gegen ein Eintrittsgeld — denn das brauchten wir bei unseren dünnen Geldmitteln — in Wolgast ein Konzert mit nachfolgendem Ball geben würden? Den Wolgastern erschien die Sache so originell, daß sie uns ermutigten. Die nötigen Verhandlungen mit dem Bürgermeister und dem ersten Gasthof zur Überlassung eines Saales brachten ein günstiges Ergebnis, ebenso die Einladungen, die wir an die benachbarten Gutsbesitzer erließen und unser Fest hatte einen guten Erfolg. Unsere gesanglichen Leistungen und ein Streichtrio, zu dem wir den Mut faßten, waren ja nicht hervorragend, aber alle Erschienenen amüsierten sich trefflich und die Hauptsache

war ja der Ball. Daß die Veranstaltung gefallen hatte, bewies der Umstand, daß wir, als wir sie im folgenden Jahre wiederholten, einen fast doppelt so zahlreichen Besuch hatten.

Der edlen Frau Musica widmete ich mich in Greifswald noch weiter: ich trat in die Greifswalder städtische Liedertafel ein, die von dem damaligen Direktor der Landwirtschaftlichen Akademie in Eldena und Professor an der Universität Dr. Baumstark geleitet wurde. Die Zugehörigkeit zu diesem Verein vermittelte es, daß ich aufgefordert wurde, an einem musikalischen Kränzchen teilzunehmen, in welchem sich einige Familien zusammenfanden, um Gesang zu pflegen. Die Zusammenkünfte fanden in den betreffenden Wohnungen statt. Der wohlbekannte medizinische Historiker Professor Haeser, der für einen Meister in der Musikkunst gelten konnte, leitete die Übungen. So hatte ich die Annehmlichkeit, Familienanschluß in Universitätskreisen zu finden und zugleich mich noch weiter in der Gesangskunst auszubilden, denn in diesem Kränzchen wurde nur beste Musik und zwar mit hohen Anforderungen gepflegt. Unter anderem lernte ich da die Meisterwerke von Palestrina und Orlando di Lasso kennen und schätzen.

Wegen der größeren Entfernungen reisten wir Westfalen nur zu den Herbstferien heim. In der Weihnachtszeit und in den Osterferien wurde gut gearbeitet, aber bei günstigem Wetter wurden Ausflüge gemacht. Zu Pfingsten war die schöne Insel Rügen das Ziel. In der Nähe bot das Seebad bei Wyk und der Elisenhain bei Eldena manches Angenehme. Einmal veranstalteten wir dort einen großen, bis tief in die Nacht hinein dauernden Kommers, zu dem die Veranlassung auf meine Kappe kam. Ich teile die Sache hier mit, um zu zeigen, wie frei und lustig das Studentenleben damals in Greifswald sich abspielte. Ich hatte als Amanuensis auf Veranlassung des Direktors der Anatomie, Professor Budge, eine kleine Mitteilung über die Art und Weise, wie in Greifswald die mikroskopischen Übungen, bei denen ich hauptsächlich tätig sein mußte, eingerichtet waren, in einer Berliner medizinischen Zeitung drucken lassen. Da sagten meine Liederfreunde: „Du bist unter die Schriftsteller gegangen, das ist ein Ereignis, das muß gefeiert werden.“ Gesagt, getan! Es wurde ein besserer Wagen gemietet, in diesem saß ich allein mit einer Feder hinter dem Ohr; in einem zweiten gewöhnlichen Leiterwagen folgten

meine Sangesbrüder und ein ansehnliches Faß Bier. So fuhren wir langsam durch die gute Stadt Greifswald. Von Zeit zu Zeit wurde gehalten, einer oder der andere meiner Kommilitonen verließ mit einem Glase Bier den Leiterwagen und bot mir einen Trunk an. Dazwischen wurden frohe Studentenlieder gesungen. Im Elisenhain hielten wir dann im Freien einen regelrechten Kommers ab. Es wurde recht spät, bis wir heimkamen; aber das Ganze verlief in harmloser, echt studentischer Fröhlichkeit.

Das erste anatomische Präparat, welches ich in Greifswald anfertigte, waren die Brustmuskeln. Es fiel so gut aus, daß Budge es zur Demonstration in seiner Vorlesung bestimmte. Da ich fortfuhr, gut zu arbeiten, bekam ich bald den Auftrag, die Präparate für die anatomischen Vorlesungen herzustellen. Mit Freuden nahm ich das an, das war es ja, was ich wollte. Ich erwarb mir dadurch die Gunst Budges und insbesondere die des Prosektors Dr. Ferdinand Sommer, der dadurch entlastet wurde. Er war einer der tüchtigsten anatomischen Techniker, die ich kennen gelernt habe. Die Feder lag ihm nicht, wohl aber das Messer und die Injektionsapparate und es machte ihm große Freude, mich und meine Freunde: Landois, Siering, gestorben als Geheimer Sanitätsrat in Düsseldorf, und Bensberg, gestorben als Kreisphysikus in Demmin, die wir Alle großes Interesse an dem Studium der Anatomie zeigten, in allen den technischen Dingen, die für den Anatomen nötig sind und die er in seltener Weise beherrschte, zu unterweisen. Er zog uns zu seinen Privatarbeiten hinzu und trat nach und nach in ein mehr freundschaftliches Verhältnis zu uns, indem er uns öfters in seine Wohnung einlud und mit uns gemeinsame Spaziergänge machte. Dabei wurde dann auch nicht bloß über Anatomie gesprochen, sondern unsere Unterhaltungen trugen uns in alle Wissensgebiete hinein, selbst in politische Dinge. Ich entsinne mich noch, daß Sommer uns zuerst auf die Bedeutung Bismarcks aufmerksam machte; er sei der kommende und auch der rechte Mann, wie er sich völlig zutreffend äußerte.

Ich gedenke meines Lehrers und werten Freundes Sommer, der später Budges Nachfolger in der Anatomie wurde, während Landois die Professur für Physiologie erhielt, stets mit größter Dankbarkeit.

Wir vier Freunde der Anatomie, Bensberg, Landois, Siering und ich, kamen fast täglich zusammen und unterrichteten uns gegen-

seitig in anatomischen Dingen, debattierten über anatomische Streitfragen und Aufgaben und wurden nach und nach bekannt unter unseren Kommilitonen auf dem Präpariersaale als in diesen Dingen gut Bewanderte. Vielfach wurden wir auf dem Saale in Anspruch genommen, auszuhelfen und schwierigere Präparate zu erläutern; so wurden wir, ich möchte sagen, zu offiziellen Famulis, was uns ja nur förderlich war. Später, im letzten Jahre meiner Greifswalder Zeit, wurde ich, wie bereits erwähnt, offizieller Famulus in der Anatomie und hatte dort Dienstwohnung. Ich verrichtete als solcher völlig Assistentendienste auf dem Präpariersaale und beim mikroskopischen Kursus. Budge gab mir einen Arbeitsplatz in seinem Privatzimmer und speziell die Aufsicht über die Anstaltsbibliothek und die anatomische Sammlung. Auch zog er mich und meine drei genannten Freunde zur Assistenz bei seinen Privatarbeiten heran. Bensberg trat ebenfalls als Famulus beim Anatomischen Institut ein.

Es war dies die Zeit, in der an den deutschen Universitäten die Trennung der Professur der Physiologie von der der Anatomie sich allgemein durchzusetzen begann. Ordinariate für Pathologische Anatomie gab es nur an wenigen deutschen Universitäten. Nach Greifswald wurde damals Grohé, früherer Assistent R. Virchows, berufen. Er bekam für die Obduktionen und Laboratoriumsarbeiten einige Zimmer im Anatomischen Institut eingeräumt und so erhielt ich Gelegenheit, mit ihm näher bekannt zu werden. Dazu verhalf mir insbesondere die Feststellung von Trichinen an einer Leiche, die an das Anatomische Institut eingeliefert worden war. Ich hatte aus einer eingehenden Beschäftigung mit den menschlichen Parasiten, zu denen Landois und ich die Anregung von dem Zoologen und Botaniker Münter erhalten hatten, eine gute Vorstellung von dem Bilde einer trichinösen Invasion in die Muskulatur und erkannte an der Leiche sofort richtig die Lage der Sache. Ich meldete den Fall alsbald an Budge, Sommer und auch an Grohé, dem dann die Leiche für seine Demonstrationen überlassen wurde. So kam ich in nähere Beziehungen zu Grohé, sah auch bald ein, daß eine gute Kenntnis der Pathologischen Anatomie auch für den normalen Anatomen von großer Wichtigkeit ist und versäumte von da an keine Gelegenheit, die sich mir ja so leicht bot, um mich in der Pathologischen Anatomie möglichst gut zu unterrichten. Dies und der Umstand, daß um diese

Zeit an manchen Universitäten besondere Professuren für Pathologische Anatomie erst geschaffen wurden, ist mir sehr zu Gute gekommen.

Mehr und mehr befestigte sich bei mir, als ich durch die eingehende Beschäftigung mit anatomischen und verwandten Disziplinen zur Überzeugung kam, daß ich diese Gebiete hinreichend beherrsche, um darin als Lehrer auftreten und mir eigene Aufgaben stellen zu können, der Plan, mich endgültig für den Beruf eines Universitätslehrers im Fache der normalen menschlichen Anatomie vorzubereiten. Dazu mußte ich suchen, eine besoldete Assistentenstelle zu erlangen, denn meine Eltern waren nicht in der Lage, mich dauernd weiter zu unterstützen. Auch fehlte mir noch eine gute Kenntnis der Entwicklungsgeschichte, deren durchschlagende Wichtigkeit für den gewählten Beruf ich einsah. Dieses Fach wurde damals in Greifswald nicht gelesen und es war in den dortigen Sammlungen auch kein Studienmaterial dafür vorhanden, ferner war dort keine Aussicht auf eine hinreichend dotierte Assistentenstelle. Als lebende und tätige deutsche Forscher auf dem Gebiete der Entwicklungsgeschichte waren damals bekannt Bischoff, Kölliker, Reichert und Robert Remak. Da ich wünschen mußte, in Preußen mein Staatsexamen zu machen, so entschloß ich mich, im Sommersemester 1861, in welchem Reichert Entwicklungsgeschichte las, nach Berlin zu gehen, dort zu promovieren und im Herbst gleich mit Beginn der medizinischen Staatsprüfungen diese zu erledigen. — Als ich Budge von meinem Vorhaben in Kenntnis setzte, betrübt ihn das sichtlich; er sagte mir, daß er gern gesehen hätte, wenn ich mich in Greifswald habilitiert hätte; er wäre bereit gewesen, das seiner Zeit bei der Fakultät zu unterstützen. Er verschloß sich jedoch nicht der Wichtigkeit der Gründe, die mich bewogen, Berlin aufzusuchen, und wir schieden in gutem Einvernehmen, das auch dauernd geblieben ist. Mich hat mein Weg noch öfters nach Greifswald geführt, wo ich Budge und Sommer noch als Berliner Anatom mit meinen Besuchen erfreuen konnte, wo, nach Budges Rücktritt, mein Jugendfreund Landois Professor der Physiologie wurde und später mein Schwiegersohn Tilmann, jetzt Professor der Chirurgie an der Universität Köln, einige Jahre Assistent der chirurgischen Klinik war. Hier geleitete ich in tiefer Trauer meinen Freund Landois zu Grabe und hielt ihm später in der Aula

die Gedächtnisrede; auch nahm ich an der schönen Feier des 450jährigen Bestehens der Alma mater gryphia teil. Ich hatte ferner noch die Freude, meinen ehemaligen Berliner Schüler Kallius, jetzigen Ordinarius der Anatomie in Breslau, als Professor der Anatomie für Greifswald ernannt zu sehen.

Einiges über meine Greifswalder Lehrer möge hier noch nachgetragen sein: Budges Vortrag war in der Form sehr einfach, ja, man kann sagen, nüchtern. Immerhin war er geeignet, gut belehrend zu wirken. Auf dem Präpariersaale gab sich Budge viele Mühe, die Arbeitenden auf das Wichtige an ihren Präparaten aufmerksam zu machen. Überhaupt mußte man anerkennen, daß er, wo er nur konnte, bei seinen Schülern anregend und unterstützend eingriff. Er war aber mehr Physiolog als Anatom. Die Hauptarbeit leistete hier Sommer.

Felix Niemeyer, der damalige innere Kliniker, hatte einen glänzenden, lebendigen Vortrag, der namentlich in den klinischen Stunden fesselnd wirkte. Er war als praktischer Arzt auf Grund eines von ihm verfaßten, sehr beifällig aufgenommenen Lehrbuches, in welchem er es verstanden hatte, plastische Krankheitsbilder zu geben, als Kliniker nach Greifswald berufen worden. Ihm fehlte aber noch dieses und jenes, was man von einem Professor der inneren klinischen Medizin verlangen konnte. Das wußte er auch selbst und machte kein Hehl daraus. Er suchte sich auch unverdrossen noch weiter in den Hilfswissenschaften: Botanik, Chemie und Physik, fortzubilden. Wir schätzten an ihm diese Offenheit und er erfreute sich allgemein der größten Beliebtheit unter den Studierenden. Von Zeit zu Zeit hielt er eine besondere klinische Stunde, in der er die Fälle kritisch besprach, bei denen seine Diagnose durch den pathologisch-anatomischen Befund nicht bestätigt worden war und schonte sich dabei nicht, wenn zuzugeben war, daß die Fehldiagnose hätte vermieden werden können. Noch während meiner Studienzeit in Greifswald erhielt er einen Ruf nach Tübingen, den er annahm. Zu seiner Charakteristik mag hier folgendes erzählt sein: Niemeyer trug in dem letzten Semester seiner Greifswalder Zeit in seiner Vorlesung über spezielle Pathologie einen großen Teil desjenigen vor, welches in dem erst in Vorbereitung begriffenen zweiten Bande seines vorhin genannten Werkes über Pathologie und Therapie der inneren Krank-

heiten erscheinen sollte. Man sah, daß er sich für vieles Notizen gemacht hatte, denen er bei der Vorlesung folgte, daß er aber dann wieder ganze Abschnitte frei vortrug. Ich hatte in keiner Stunde gefehlt, eifrig nachgeschrieben und mir zu Hause sofort das Nachgeschriebene ausgearbeitet, so daß ich in den Besitz einer sehr vollständigen Niederschrift gekommen war. Eines schönen Morgens, in aller Frühe in der Zeit, als Niemeyer sich zur Abreise nach Tübingen rüstete, schickte er zu mir nach der Anatomie, wo ich damals bereits wohnte und ließ mich bitten, zu ihm zu kommen. Ich folgte sofort und traf ihn und seine Frau mitten zwischen Kisten und Kasten, mit Einpacken beschäftigt. Niemeyer empfing mich mit den Worten: „Sagen Sie mal, Waldeyer, halten Sie mich für einen ehrlichen Kerl?“ Ich sagte, nachdem ich eine Weile sprachlos dagestanden hatte, daß ich noch nie an ihm gezweifelt hätte. „Nun denn,“ sagte Niemeyer, „dann werden Sie mir auch vertrauen, daß ich Ihnen Ihr Heft, welches Sie, wie ich gesehen habe, bei meiner letzten Vorlesung nachgeschrieben haben, wiederschicke, wenn Sie es mir jetzt leihen.“ „Sicherlich,“ erwiderte ich. Niemeyer erklärte mir, weshalb er das Heft wünsche; er sei in der Ausarbeitung des zweiten Teiles seines Lehrbuches begriffen, habe vom Meisten genügende schriftliche Unterlagen, von Manchem jedoch nicht, habe aber über dieses im Kolleg frei vorgetragen. Es liege ihm daran, eine möglichst getreue Niederschrift dieses frei Vorgetragenen zur Hand zu haben; er traue mir zu, daß ich gut gefolgt sei. Ich war natürlich hochofret über das Vertrauen, welches mir mein Lehrer schenkte, holte sofort mein Heft, welches ich bereits hatte einbinden lassen und übergab es Niemeyer. Ich habe es niemals wiederbekommen; dafür schickte mir aber Niemeyer von Tübingen den zweiten Band seines Werkes mit eigenhändiger Widmung; das war mir lieber als das Heft. Der Nachfolger Niemeyers war Rühle, der später nach Bonn berufen wurde. So sehr wir Niemeyer schätzten, mußten wir uns doch sagen, daß Rühle ihm, namentlich in der Diagnostik, überlegen war; in meinem letzten Greifswalder Semester habe ich noch Rühles Klinik als Praktikant beigewohnt.

Die bedeutendste und einflußreichste Persönlichkeit der Greifswalder Universität, in der damals die Mediziner die erste Rolle spielten, war neben Baumstark unstreitig der chirurgische Kliniker Adolf

v. Bardeleben. Er hieß bei den Studenten einfach „Der Chef“. Sein theoretischer Vortrag wie sein klinischer Unterricht war anregend und klar, seine Diagnostik zuverlässig, seine operierende Hand, durch gründliche anatomische Kenntnisse geleitet, sicher und geschickt. Er liebte es, indem er, um uns die operative Technik zu zeigen, langsam vorging, während des Operierens den gerade Nahestehenden, die während einer Operation öfter wechseln mußten, die freigelegten Teile zu demonstrieren, wobei selbstverständlich auf das Wohl des Patienten stets strengste Rücksicht genommen wurde. Aus der Klinik Bardelebens mögen hier zwei Fälle mitgeteilt sein: Der elfjährige Sohn, einziges Kind eines Forstbeamten, wurde von seinem Vater der Klinik persönlich zugeführt. Der Vater hatte dem Knaben das Holzspalten beibringen wollen und dabei das Unglück gehabt, dessen linkes Kniegelenk durch einen Beilhieb zu verletzen. Flehentlich bat der besorgte Vater den Chirurgen Bardeleben, seinen Sohn zu retten, er wisse, wie gefährlich solche Wunden großer Gelenke seien. Bardeleben beruhigte den Mann; es werde sicherlich alles geschehen, was nötig sei, um die Wunde zum Heilen zu bringen. Das Bein wurde in ein Dauerwasserbad gelegt und die Wunde begann gut zu heilen. Schon nach einigen Tagen konnte dem Vater mitgeteilt werden, daß sein Kind außer Gefahr sei. Der kleine Patient verließ das Wasserbad und wartete die völlige Verheilung bei Bettlagerung ab. Bei einem der nächsten klinischen Besuchsgänge sah sich Bardeleben wieder die Kniewunde an und sagte zum Assistenten: „Geben Sie mir ein Messer, es ist da noch ein kleiner oberflächlicher Abszeß, den ich entleeren möchte.“ Der Knabe flehte und bat: „Nicht schneiden, nicht schneiden, Herr Professor!“ Bardeleben sagte: „Geben Sie ihm ein Paar Züge Chloroform“ und wartete die beginnende Narkose ab. Mit einem Male setzte der Atem des Kindes aus; der den Puls überwachende Assistent meldete: „Kaum fühlbarer Puls!“ Uns Alle befiel ein starrer Schreck. Bardeleben beugte sich über den Knaben, ich sah, wie sein Kopf hochrot wurde. Er sagte bestimmt, aber ruhig: „Fenster öffnen! Chloroform weg!“ Einer der Studierenden, ein Landsmann von mir, Niederleitner, der wegen seiner ungewöhnlichen Körperkraft bekannt war, öffnete das Fenster mit raschem Griff, ein frischer Luftstrom brach ein und siehe da, der kleine Patient tat wieder einen Atemzug, wir Alle aber mit ihm! Bardeleben machte schnell die kleine Ope-

ration, alles ging gut. Als Bardeleben das Lager des Kleinen verließ, sah er etwas auf dem Boden liegen, hob es auf und sagte: „Nun, wer hat denn das fertig gebracht?“ Niederleitner trat vor und sagte: „Ich.“ Es war der starke eiserne Griff des Fensters. Niederleitner hatte sich nicht erst die Zeit genommen, den Griff umzudrehen, sondern hatte das Fenster aufgerissen, wobei der Griff unter seiner herkulischen Kraft abgebrochen war. Bardeleben nickte ihm dankend zu und meinte lächelnd, das sei ein echt westfälischer Griff gewesen. — Der zweite Fall zeigte die ungeschwächte Lebenskraft eines alten pommerschen Recken, eines fast 90jährigen Schiffers. Ihm mußte ein Oberschenkel amputiert werden. Nach Beendigung der Operation, die in der Klinik vorgenommen worden war, machte Bardeleben den üblichen Rundgang durch die Krankenzimmer und wir sahen den eben operierten Alten in fester Haltung in seinem Bette sitzen, seine Mahlzeit anscheinend mit bestem Appetit verzehrend. Bardeleben klopfte ihn auf die Schulter und fragte: „Na, Alterchen, schmeckt's denn schon wieder?“ „Jo,“ erwiderte der, „Herr Professing, min Maag is jo nich krank!“

Als Bardeleben in der Zeit meines Greifswalder Studiums Dekan war, wollten die Mediziner alle gern bei Promotionen als Opponenten hinzugezogen werden. Es war damals noch üblich, daß der Dekan dem Promovenden und den Opponenten vor dem Promotionsakte ein Frühstück geben mußte, und das Frühstück bei Bardeleben erfreute sich eines besonders guten Rufes. Zweimal kam ich in dieser Zeit dazu als Opponent gewählt zu werden; ich kann nur sagen, daß der gute Ruf berechtigt war.

In Pernice, der, ganz jung an Jahren, aus Halle, wo er klinischer Assistent und Privatdozent gewesen war, als Ordinarius nach Greifswald kam, war eine tüchtige frische Kraft und ein guter Lehrer gefunden. Gynäkologische Fälle wurden damals fast alle noch vom Chirurgen behandelt, falls sie operative Behandlung erheischten; es gab auch keine „Frauenklinik“, sondern nur eine „Geburtshilfliche Klinik“. Die Erweiterung zu einer gynäkologischen oder Frauenklinik vollzog sich erst später, ganz allmählich; heute ist die chirurgische Behandlung der weiblichen Beckenorgane, zum Teil auch schon der Bauchorgane, größtenteils in die Hände der Frauenärzte übergegangen. Ich erwähne schon hier, daß Spiegelberg dazu bei-

getragen hat, diese Erweiterung der Geburtshilfe zur gynäkologischen Chirurgie in Deutschland anzubahnen. Damals hatten wir in Greifswald nur geburtshilflichen Unterricht. Eine geburtshilfliche Operation habe ich aber dort auch nicht zu sehen bekommen. Nur durfte ich einmal einen Zangenlöffel anlegen, aber, wie Pernice ausdrücklich sagte, nur zur Belohnung dafür, daß ich zwei Tage auf den Eintritt der Geburt hatte warten müssen. Die arme Patientin, die mir zur besonderen Beobachtung übergeben worden war, litt an Wehenschwäche und quälte sich schon zwei Tage damit herum, in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Am dritten Tage verordnete Pernice ein warmes Bad und lauwarmer Einspritzungen im Bade; da kamen die Wehen hinreichend stark, um die Geburt bei den ganz normalen Beckenverhältnissen, ohne jede Kunsthilfe, vor sich gehen zu lassen. Pernice legte dann den einen Löffel an und überließ mir den anderen, wie bemerkt, jedoch mit der ausdrücklichen Betonung, daß hier die Anwendung der Zange nicht nötig sei.

Ein zweiter Fall, bei dem mir Pernice Teilnahme an einer geburtshilflichen Operation zgedacht hatte, war folgender: Ich wurde mitten in einer Nacht vom Diener der geburtshilflichen Klinik geweckt, ich möge schnell zu Professor Pernice kommen, ich solle mit ihm aufs Land zu einer von dort gemeldeten schweren Entbindung fahren. Rasch war ich zur Stelle in der Perniceschen Privatwohnung. Frau Pernice hatte für ihren Mann und mich schon eine Tasse Kaffee bereit, die nötigen Instrumente wurden in den vorgefahrenen Wagen verpackt und fort ging's in der Dunkelheit zu einem etwa zwei Wegstunden entfernten Dorfe. Wir kamen mit dem ersten Morgengrauen dort an. Voller Spannung, in der Erwartung eines Falles, bei der der Arzt und nicht die Hebamme einmal helfend und rettend eingreifen müsse, betrat ich das uns bezeichnete Bauernhaus. Wir fanden im Zimmer eine junge Person im Bett mit hochgerötetem Gesicht, offenbar schwer leidend, dabei die Mutter, einige Kinder und verschiedenes Federvieh. Pernice ließ die Kinder und das Federvieh hinaus schaffen und etwas Öl zur Vornahme der Untersuchung bringen, während ich die Instrumente bereit stellte. Pernice sagte mir, ich möge die erste Untersuchung vornehmen und ihm meinen Befund mitteilen. Ich tat, wie man bei der Annahme einer bevorstehenden Entbindung tun muß, fand aber durchaus normale Verhältnisse,

nichts, was auf eine bestehende Schwangerschaft oder gar bald zu erwartende Entbindung hinwies. Um mich nicht bloßzustellen, untersuchte ich so genau, wie ich konnte. Pernice, der sich über die Unentschlossenheit seines Schülers wunderte, trat hinter mich und fragte, ob ich nichts fände? Ich konnte nur erwidern, daß ich in der Tat nichts fände. Pernice schritt dann sofort selbst zur Untersuchung, wandte sich aber gleich zur Mutter und sagte: „Ihre Tochter ist ja gar nicht in anderen Umständen.“ „Dat iss se ok nich,“ sagte ruhig die Mutter. Pernice wollte schon auffahren und sagen, weshalb schickt man denn zu mir?, faßte sich aber schnell und sagte: „Ihre Tochter scheint sehr schwer krank,“ fragte die besorgte Mutter nach dem Nötigen, setzte sich dann ans Lager der Kranken, fragte sie, die nur mit Mühe antworten konnte, untersuchte sie genau und konstatierte einen Abdominaltyphus. Er gab die angezeigten Verordnungen und beruhigte die Mutter, indem er versprach, einen seiner Assistenten senden zu wollen. Kurz, er hinterließ bei beiden, Mutter wie Tochter, die Ansicht, daß er der richtige Arzt sei, zu dem geschickt worden war, obwohl offenbar eine Verwechslung vorlag. Ich meldete den Fall in der inneren Klinik, von wo aus die weitere Behandlung geleitet wurde. Die Kranke genas glücklicherweise. Ich war wieder um einen operativen Fall gekommen, freute mich aber doch, daß ich mich nicht blamiert hatte.

Die erste geburtshilfliche Operation, wenn man von der überflüssigen halben Zange in Greifswald absieht, habe ich als Professor ordinarius in Breslau gesehen. Ich hatte im Obduktionsraume der dortigen Frauenklinik eine Autopsie vorgenommen und besprach in Spiegelbergs Arbeitszimmer mit ihm den Fall, als ihm gemeldet wurde, daß die diensttuende Hebamme eine Wendung bei einer Kreißenden für nötig halte. Spiegelberg bat mich, noch ein wenig zu verweilen, er werde gleich nach der Operation zurückkommen; darauf bat ich ihn, mich ins Kreißzimmer mitzunehmen, ich hätte noch nie eine Wendung gesehen. So kam ich denn dazu, einer regelrechten geburtshilflichen Operation beizuwohnen. Ich gestand mir dabei, daß, so geschickt ich auch diese Operation am Phantom auszuüben verstanden hatte, ich mich vielleicht an einer Lebenden das erste Mal etwas ungeschickt benommen haben würde. Ich halte noch immer einen möglichst eingehenden praktischen Unterricht in der

Geburtshilfe, wo unter Umständen zwei Leben auf dem Spiele stehen, für eine der wichtigsten Aufgaben unserer ärztlichen Ausbildung. Es war nicht die Schuld von Pernice, wenn wir in Greifswald so wenig Gelegenheit gehabt hatten, geburtshilflichen Operationen bei-zuwohnen; das lag an der gesunden Landbevölkerung, aus der die in der Klinik Hilfesuchenden meist stammten.

Neben Niemeyer erteilten uns Ziemßen, der spätere berühmte Münchener Kliniker, und Liebermeister, der später in Tübingen weiter wirkte, Unterricht in der inneren Pathologie. Des vortrefflichen praktischen Kursus, den uns Liebermeister in den klinischen Untersuchungsverfahren gab, gedenke ich noch heute mit voller Anerkennung. Bei Bardeleben waren damals Schirmer, der Vater (für Augenheilkunde), und Heinecke tätig. Die Vorlesung über Augenheilkunde hielt Bardeleben selbst, nahm auch die augenärztlichen Operationen in der Klinik vor. Schirmer leitete die augenärztliche Poliklinik und gab die praktischen Übungskurse. Heinecke wurde später Ordinarius für Chirurgie in Erlangen. Es spricht für den guten Stand der damaligen medizinischen Fakultät in Greifswald, daß ihre jungen Kräfte so gern begehrt wurden, wobei es ein eigentümliches Zusammentreffen ist, daß drei der genannten Lehrkräfte von der nordischen Universität sämtlich nach Süddeutschland gerufen wurden.

3. Berlin.

Berlin im Jahre 1861. — Im Hause meines Onkels. — Meine Lehrer: Reichert, Jüngken, v. Frerichs. — Doktorpromotion. — Medizinische Staatsprüfung. — Medizinische Schlußprüfung. — Mein Examinator Ehrenberg. — Ernste Stimmung nach bestandener Schlußprüfung.

Zum Beginn des Sommersemesters 1861 langte ich in Berlin an. Die jetzige Weltstadt hatte damals noch nicht ihren heutigen kosmopolitischen Anstrich, sie zählte rund 500000 Einwohner; jetzt das Vierfache. Für den inneren Verkehr dienten nur die jetzt verschwundenen Droschken zweiter Klasse; die Beleuchtung ließ viel zu wünschen übrig. Der Berliner Bürger lebte schlicht und recht, war sparsam und arbeitsam, wovon ich Gelegenheit hatte, mich in den zwei Wohnungen, die ich bezog, zu überzeugen. Ich wohnte zuerst in der Leipziger Straße bei einem Schneider, dann, um mit einem